

Der Fehler

Autor(en): **Baljé, J. P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 42

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Versöhnungssofa

Von Nikolaus Sementowski-Kurilo

Wir hatten Sven lange nicht mehr gesehen. Was mochte er wohl tun, dieser unermüdete Erfinder? Zuletzt erzählte er uns, daß er im Begriff sei, einen Apparat zu bauen, der geeignet sein könnte, eine Revolution in den menschlichen Beziehungen hervorzubringen. Dieser Apparat sollte nämlich mit mathematischer Präzision Gedanken und die kleinsten inneren Regungen registrieren. Sven behauptete, daß Versuche an Ratten außerordentlich bemerkenswerte Ergebnisse gezeitigt hätten, wobei allerdings unerfindlich blieb, was er unter den geheimsten Empfindungen seiner vierbeinigen Versuchsobjekte verstand. Wir waren skeptisch, denn aus langer Erfahrung wußten wir, daß Svens Erfindungen meistens hoffnungslose Konstruktionsfehler aufwiesen.

Kürzlich traf ich Sven ganz unerwartet auf der Straße. «Ganz ohne Konstruktionsfehler?» fragte ich ihn mißtrauisch lächelnd, nachdem er über mich einen erregten Bericht über seine neueste Erfindung ausgeschüttet hatte. «Ich schwöre Ihnen, die Sache ist perfekt», rief er begeistert.

Diesmal waren es seltsame Strahlen, die die Eigenschaft besaßen, Personen, die ihnen ausgesetzt wurden, in eine Art Liebesekstase zu bringen, besonders empfehlenswert für Ehepaare, die die Absicht hatten, sich scheiden zu lassen. Sven nannte sie aus diesem Grunde «Versöhnungsstrahlen». Voraussetzung für den Erfolg der Kur war natürlich, daß die betreffenden Ehehälften sich gleichzeitig auf einem Spezialsofa zusammenfanden, in dessen Polsterung Sven den strahlenspendenden Mechanismus eingebaut hatte.

«Es ist ganz großartig, Sven», sagte ich in aufrichtiger Bewunderung. «Wann kann ich mal Ihr Liebessofa sehen — in Funktion, versteht sich?»

«Donnerstag um fünf Uhr kommen die Schonks.»

«Schonks? Sie wollen sich scheiden lassen?»

«Kennen Sie sie?» Sven wurde verlegen, und ich hatte das Gefühl, daß er durch meine erstaunte Frage peinlich berührt war.

«Gewiß kenne ich Schonks. Sie sind aber erst seit einem Monat verheiratet.»

«Das macht nichts», gab Sven trocken und wie verärgert zurück. «Also Sie kommen am Donnerstag um fünf Uhr», fügte er ebenso unfreundlich hinzu und eilte davon.

Der Gedanke, daß Schonks sich schon nach einem einzigen Monat scheiden lassen wollten, verursachte mir eine geradezu physische Uebelkeit. Wie war doch das Leben unbeständig und unsicher geworden! Sogar die größte Liebe — und wir hatten eine solche Liebe zwischen Toni und Auwi Schonk als Selbstverständlichkeit angesehen — dauerte nicht länger als einen Monat! Und dann dachte ich an Sven. Durch seine Versöhnungsstrahlen könnte er zum vergötterten Glücksbringer der Menschheit werden.

Als ich in seinem Atelier erschien, sah ich ein großes rotbezogenes Sofa. Es hatte äußerlich durchaus keine besonderen Merkmale, wenn nicht seinen tadellosen Zustand, was inmitten des sonstigen Gerümpels, das Svens Atelier füllte, allerdings auffiel.

Kaum war ich eingetreten und in der Lage gewesen, Sven ein paar freundliche Begrüßungsworte zu sagen, als es klingelte. Toni und Auwi Schonk traten herein, steif, wortlos, mit unbeweglichen Gesichtern, wie ich sie eigentlich bisher nur bei Menschen in Leichenzügen entdeckt hatte. Sie sahen sich etwas mißtrauisch nach mir um, was Sven veranlaßte, sich für meine Anwesenheit zu entschuldigen und zu erklären, ich sei ihm unentbehrlich für den erfolgreichen Absatz seines Wundermöbels. Daran war kein Wort wahr, doch widersprach ich nicht.

«Bitte nehmen Sie Platz», sagte er und wies das Ehepaar auf das rote Sofa.

Toni und Auwi, immer noch mit ihren bleichen Leichenzugsgesichtern, setzten sich in der Mitte des anscheinend gut gepolsterten Sofas. Kaum war dies geschehen, als ein Surren und Zischen ertönte. Das Möbelstück erhellte sich von innen, und ich sah plötzlich das ganze

komplizierte System seiner Sprungfedern. Dieser ungewöhnliche Anblick fesselte mich dermaßen, daß ich ganz vergaß, die Wirkung der Strahlen auf das Ehepaar zu verfolgen. Als ich endlich zu den beiden aufsaß, traute ich meinen Augen nicht. Ihre Gesichter waren völlig verwandelt; die Blässe hatte sich spurlos verflüchtigt; die Augen glänzten.

«Noch einige Sekunden Geduld», rief Sven in steigender Erregung. «Die weitere Wirkung wird sich sofort einstellen.» Und noch hatte er die letzten Worte nicht zu Ende gesprochen, als sich Toni und Auwi verliebt in die Augen sahen, sich gegenseitig zärtlich die Hände zu streicheln begannen und sich schließlich umarmten. In diesem Augenblick hielt ich es für angebracht, mich diskreterweise umzudrehen. So wußte ich nicht, was weiter geschah. Doch ein rührendes Zwiesgespräch drang an mein Ohr, dessen Inhalt mich restlos davon überzeugte, daß es Sven gelungen war, die genialste Erfindung aller Zeiten zu machen. — Toni und Auwi schworen sich gegenseitig ewige Treue; sie versprach feierlich, nie wieder seinen Schreibtisch anzutasten; nie wieder mehr als zwei Hüte pro Saison zu verlangen; nie wieder den Reis anzubrennen zu lassen. Er sicherte ihr seinerseits zu, nie später als um zwei Uhr nachts aus dem Klub nach Hause zu kommen, nie länger als zehn Minuten mit der Kusine Kitty am Telefon zu schwatzen, nie mehr den grünen Schlafanzug mit auf die Reise zu nehmen, weil sie ihn haßte. (Ich begriff sofort, daß dieser grüne Schlafanzug das Hauptstreitobjekt sein mußte). — Alles in allem, der Erfolg der Versöhnungsstrahlen war durchschlagend, und Sven konnte stolz sein, daß zwei vollständig verwandelte Menschen sein Atelier verließen.

Ich ging mit ihnen hinaus. «Sie werden Reklame machen», sagte Sven. «Jede Sitzung kostet bloß fünfzehn Kronen.» «Gewiß, mein Freund, doch hoffe ich, Sie werden es bald gar nicht mehr nötig haben. Ich sehe Sie schon Ihre Liebessofa am laufenden Band herstellen.»

Vor der Haustür begann Toni Schonk wie eine Wahnsinnige zu lachen. Es dauerte mindestens fünf Minuten bis sie sich beruhigt hatte.

«Ja, leider hat Svens Liebessofa doch einen Konstruktionsfehler», sagte ihr Gatte Auwi.

«Wieso?» rief ich überrascht.

Auwi nahm mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: «Wir haben nie daran gedacht, uns scheiden zu lassen. Aber der arme Sven hat niemanden anders als Versuchsobjekt finden können. Mit den Ratten geht es wohl nicht? Ich weiß allerdings nicht, was Brehm darüber sagt. Ich bin in Zoologie immer schwach gewesen.»

Der Fehler

Von J. P. Baljé • Berechtigte Uebersetzung von Willy Blochert

Mit müder Gebärde strich Johan de Greve sich über das Haar, und fast mechanisch zog er an seiner Zigarre, deren Rauchwolken in dem Dämmerlicht des Raumes geheimnisvoll emporstiegen.

Es war früh dunkel an diesem späten Herbsttag, der nichts als Regen gebracht hatte. Halb fünf, und schon waren draußen alle Lichter angezündet. Erst jetzt kam es Johan zum Bewußtsein, daß er eine halbe Stunde vor sich hingestarrt und nicht mehr gearbeitet hatte. An den Wänden seines Arbeitszimmers zeichneten sich wunderliche Schatten ab, draußen fuhr laut klingelnd eine Straßenbahn vorbei, der nasse Asphalt glänzte, die Abendausgabe einer Zeitung wurde bereits ausgerufen.

Still knipste er seine Tischlampe an, wodurch der Rest des Zimmers noch mehr in Dunkel gehüllt wurde. Dann nahm er das kleine Bild, das neben dem Kalender auf dem Schreibtisch stand, in die Hand und betrachtete es einige Sekunden lang aufmerksam.

Sie war zu jung, Irene, es war ein Fehler von ihm gewesen, sie zu heiraten. Schon einmal hatte er dieselbe Dummheit begangen, als er Marianne heiratete, die fast zwölf Jahre jünger war als er.

Kurz war seine Ehe mit ihr gewesen, nur wenige Jahre hatte sie gedauert, dann hatte eine heftige Grippe ihrem Leben ein Ende gemacht. Er blieb zurück mit dem kleinen Robbie — und mit dem Bewußtsein, daß es ihm nicht geglikt war, Marianne während der kurzen Zeit ihrer Ehe ein glückliches Leben zu beschern. Immer hatte er gefühlt, daß er zu alt für sie war, daß sie nach Jugend um sich verlangte.

Und doch hatte er zum zweitenmal denselben Fehler gemacht. Mit Scheingründen hatte er seine Bedenken beschwichtigt. Robbie mußte eine Mutter haben, das war unbedingt notwendig für ihn, und es war besser, wenn er eine junge Mutter hatte.

Noch jünger als seine erste Frau war Irene, aber sie machte einen viel ernsteren und reiferen Eindruck. Sechszwanzig war sie jetzt, er fast dreißig, der

Unterschied war schon sehr erheblich. Aber er liebte sie, leidenschaftlich sogar, viel mehr, als er, der nüchterne Geschäftsmann, gedacht hatte, jemals noch eine Frau lieben zu können. Und das hatte es ihm so sehr erleichtert, seine Bedenken weniger ernst zu nehmen.

Nach ihrer Heirat hatte er jedoch nie den Altersunterschied ganz vergessen können, stets war im Hintergrund seines Denkens das stille Wissen, daß er zu alt für sie war und daß sie das am meisten fühlen mußte.

Vielleicht kam es daher, daß er immer ein bißchen väterlich war, etwas reserviert sogar, um seine wahren Gedanken zu verbergen, um nicht merken zu lassen, wie gern er mit ihr als wirklicher, fröhlicher Alterskamerad das Leben genossen hätte.

Irene schien dies natürlich zu finden, war still und freundlich. Aber niemals konnte er sich des Gefühls erwehren, daß auch Irene etwas entbehre, sie hatte etwas Melancholisches an sich, dessen Ursachen er nicht zu ergründen wagte.

Gestern abend, auf der Soirée, war es ihm ganz deutlich geworden, wie groß der Fehler war, den er gemacht hatte. Er brauchte sie nur anzusehen, wie strahlend und ausgelassen sie da neben Herberts, einem jungen Mann ihres Alters, saß, er brauchte nur ihr fröhliches Lachen zu hören, um zu erkennen, daß sie sich nur unter der Jugend wohl fühlte.

Zu Hause hatte er sie noch nie so lustig gesehen, sie nie so sorglos lachen hören, so — jung! Er mußte den Fehler wieder gutmachen.

Das Hausmädchen brachte ihm Tee.

«Wollen Sie meine Frau bitten, mal zu mir zu kommen?», sagte er.

Gleich darauf kam sie herein. Sie blieb im Schatten stehen, so daß er ihr Gesicht nur als matten weißen Fleck sah.

«Du hast mich rufen lassen?»

Er räusperte sich, klopfte nervös die Asche von seiner Zigarre.

«Ja», sagte er, «ich wollte etwas Ernstes mit dir be-

sprechen.» Dann schwieg er einen Moment. Es fiel ihm unendlich schwer zu verzichten.

«Sieh mal, Irene», sprach er dann langsam, «ich habe schon eine Zeitlang das Gefühl, daß es ein großer Fehler von mir war, deine Jugend an mein, wenn auch nicht sehr hohes Alter zu binden. Gestern, mein Kind, habe ich erkannt, wie entsetzlich egoistisch ich gehandelt habe. Ich sah dich bei Tisch mit Herberts, wie lustig du warst, wie — du in ihm aufgingst. Es hat mir wehgetan, aber mich endgültig davon überzeugt, daß ich besser daran täte, dich wieder freizugeben. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich sehen möchte, wie du in diesem Hause, vor meinen Augen, verkümmerst. Es würde für uns beide zu schwer sein.»

«Was ist deine Antwort, Irene?» fragte er mit heiserer Stimme.

Langsam ging sie zum Fenster, wo sich ihre schlanke Gestalt nun deutlicher gegen das Licht der Straße abhob. «Ich danke dir», sagte sie nur.

Es war, als ob etwas brach. Er sank in seinen Stuhl zurück, und die Hand, mit der er seine Zigarre auf den Aschenbecher legte, zitterte. Was hatte er noch gehofft?

Sie stand dort, den Kopf etwas vorgeneigt, und ihr Finger folgte einem am Fenster entlang gleitenden Regentropfen.

«Ich danke dir», sagte sie, nach fast minutenlangem Schweigen, «aber ich nehme dein Opfer nicht an. Daß es ein Opfer ist, erkenne ich nun deutlich. Wir haben einander mißverstanden. Ich habe geglaubt, daß du nur eine Mutter für deinen Jungen suchtest, keinen Lebensgefährten, du hast den Fehler gemacht, dich in mir zu täuschen, Johan.»

Es war, als ob eine schwere Last von ihm abfiel. Er machte eine schnelle Bewegung. «Aber...» begann er. Sie lachte. «Gestern abend», sagte sie, und es klang jetzt ein wenig Spott aus ihrer Stimme, «Herberts ist ein netter Junge, Johan. Aber, dachtest du wirklich, daß solch ein Mensch mich fesseln könnte? Jemand, für den das Wichtigste im Leben eine Partie Tennis oder Bridge ist? Stell dir vor, daß er gestern wohl eine Viertelstunde lang von seinem Bridge-Partner gesprochen hat, er so dummgewesen ist, drei Pik zu bieten, während Culbertson doch deutlich in solchem Falle vier sans atout vorschreibt.»

Sie kam auf ihn zu, und als sie in den Lichtschimmer trat, sah er, welche Zärtlichkeit in ihren Augen war.

«Ich liebe dich», sagte sie einfach, «dich und Robbie, und ich bin glücklich, daß du mich so liebst, daß du sogar auf mich verzichten wolltest — meinetwillen!»